

Variationen über ein (alt-)österreichisches Thema

Autor(en): **Blaukopf, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 13

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-502343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VARIATIONEN
 ÜBER EIN
 (ALT-)
 ÖSTERREICHISCHES
 THEMA
 von
 Kurt Blaukopf

Es sei der Traum eines jeden amerikanischen Diplomaten – so erklärte jüngst der Außenminister der Vereinigten Staaten –, während der Dienstzeit einmal nach Wien versetzt zu werden. Man darf dieser autoritativen Aeußerung gewiß Glauben schenken, obschon es den Skeptiker ein wenig seltsam anmutet, daß es die Herren des diplomatischen Dienstes einer Weltmacht so sehr nach Oesterreich zieht. Die Skepsis muß nicht so weit gehen wie bei dem am Missouri geborenen Dichter T. S. Eliot, der die Stadt Wien einmal zu den Stätten «untergegangener Zivilisationen» zählte. Das geschah in Versen und mag darum als eine dem Lyriker erlaubte poetische Lizenz gelten. Bedenken wir's genauer, dann trifft diese dichterische Freiheit vielleicht gerade in bezug auf amerikanische Diplomaten das Wesentliche, denn deren Interesse am Dienst und – vor allem – am Genuß der Freizeit in Wien könnte seiner inneren Natur nach in der Tat ein archaisches sein: Sehnsucht nach dem «tempus actum», das 1918, mit dem Zusammenbruch der Donaumonarchie zu einem Perfektum zu werden schien und das doch in Sprache, Empfindung, Tun und Lassen,

ja sogar in manchen Institutionen noch präsent ist. 1918 meinten manche, die Hofoper müsse ihre Pforten schließen, da es nun keinen Hof mehr gab. Doch es kam anders. Das Relikt von Eliots untergegangener Zivilisation wurde nicht historische Ruine, sondern erwies seine Lebenskraft. Heute verfügt das Opernhaus der kleinen Republik über ein Budget, von dem Herr Gustav Mahler als Direktor der Hofoper sich nichts hätte träumen lassen und das doch im abgelaufenen Jahr um zehn Millionen Schilling überschritten wurde. Die Macht des Opernchefs Karajan ist weit größer als die Kompetenzen von Mahler in Wien und Bülow in Meiningen zusammengenommen. Zeuge dessen zu werden, mag manchem amerikanischen Diplomaten, der den Sorgenat der New Yorker Met kennt, höchst erstrebenswert sein und ihn veranlassen, eine kleine Position in Wien der Akkreditierung in einer Weltstadt vorzuziehen, zumal er hier Oesterreich sogleich mit seinem Widerspruch genießen darf. Dieser Widerspruch – hierzulande Raunzerei genannt – manifestiert sich als ewige Klage, daß es mit der Musik und mit der Oper in Wien noch nie so schlecht

bestellt gewesen sei, wie gerade jetzt ...

Solche Unzufriedenheit ist im fossilen wie im rezenten Weltbild des Oesterreichers zu konstatieren, wenn auch unterschiedlich dosiert. Der Wiener zögert nie, seinen Pessimismus zu äußern und sich zugleich (denn Spaß muß sein!) darüber lustig zu machen. Man gefällt sich in der Beteuerung der eigenen Unzulänglichkeit, nicht ohne augenzwinkernde Genugtuung darüber, daß nun eben doch sehr viel gelingt und weithin Anerkennung findet. Manchmal aber grenzt die kokette Kritik wahrlich an Selbstverleugung, wie sich jüngst bei dem Besuch des Hamburger Ordinarius für Psychologie, Peter R. Hofstätter, zeigte, der endlich einmal seine Heimat beehrte. Von einem Zeitungsreporter interviewt, kehrte der große Psychologe den Spieß um und stellte dem Journalisten seinerseits die Frage: «Finden Sie nicht auch, daß die österreichischen Zeitungen nur noch regionale Bedeutung haben?»

Es gehört zu den journalistischen Ruhmestaten, daß die Zeitung die Frage des Psychologen veröffentlichte und – dazu schwieg. Stillschweigen wird bekanntlich als Zustimmung gedeutet. Vielleicht stand dahinter die unausgesprochene Meinung, daß Oesterreich ja nicht unbedingt auf dem Gebiet der deutschsprachigen Publizistik Weltgeltung anstreben müsse, da das Land ja über die Spanische Reitschule und die Italienische Staatsoper verfügt ...

Die Italianità der Wiener Oper ist zwar nicht unumstritten, doch unerschütterter und fester begründet als im Barockzeitalter. Dieser Anachronismus muß den Herren vom Foreign Service gewiß imponieren. Die Sänger aus dem Süden beherrschen das Feld. Bei der Aufführung einer jeden Opera buffa kann man an den heitersten Stellen konstatieren, wie groß die Zahl der des Italienischen Kundigen im Zuschauerraum ist: die tollsten Pointen werden von zehn bis zwölf Leuten belacht, während alle anderen Gesichter machen als wohn-

ten sie der Aufführung einer Totenmesse bei. Wer die italienische Sprache beherrscht, dem ist der Besuch einer solchen Aufführung dringend anzuraten, denn nichts kann köstlicher sein als die Spannung zwischen einem todernsten Publikum und einer Sängerschar, die sich durch Ueberspielen, gezwungene Lustigkeit und qualvolle Grimassen bemüht, ein wenig Heiterkeit zu verbreiten. Ich habe einen Herrn aus Mailand einmal sagen hören, daß er noch nie so weihevoll Stimmung erlebt hätte wie in Wien bei der Aufführung von Donizettis «Don Pasquale». In Italien benehme sich das Publikum bei dieser Oper maßlos lustig und das zeuge doch von geringerer Musikkultur.

Die Bevorzugung italienischer Künstler wird in Oesterreich durchaus nicht überall zum Prinzip erhoben. Das mußte der italienische Dirigent Giuseppe Patané erfahren, als man ihn an das Landestheater in Linz verpflichten wollte. Die zuständige Behörde verweigerte ihm die Arbeitsbewilligung mit dem Hinweis, es gebe inländische Dirigenten genug, welche die ihm zugedachten Aufgaben erfüllen könnten. Patané kam dann bald an die Deutsche Oper in Berlin und von dort wurde er natürlich prompt und ohne Schwierigkeit an die Wiener Staatsoper engagiert.

Im Besitz der ersehnten Arbeitsbewilligung spazierte Patané eines Tages durch die Straßen Wiens, auf seinen «Einsatz» wartend. Da fiel sein Blick auf ein Plakat, das die Theaterereignisse anzeigte. Stauend las Patané: «Heute Abend – Othello. Dirigent – Giuseppe Patané.» Eine Anfrage im Opernhaus ergab, daß es sich nicht etwa um einen Irrtum handelte. Man hatte bloß vergessen, den Dirigenten von seinem Glück, ein von Karajan einstudiertes Werk dirigieren zu dürfen, zu verständigen. Er dirigierte die Abendvorstellung und die Kritik bezeugte ihm, daß er sich gut aus der Affäre gezogen hat. Ist das nicht Stoff genug für Raunzerei und augenzwinkernde Genugtuung über das Gelungene?

Den ausländischen Beobachter müssen solche Variationen über ein altes österreichisches Thema belustigen und vielleicht auch ein wenig verwirren. Ja es besteht sogar die Gefahr, daß er über den Variationen das Thema aus den Ohren verliert. Ein «gelernter Oesterreicher», wie man hierzulande sagt, hat es leichter. Wenn ein solcher durch Leben und Arbeit im Ausland noch genügend Distanz gewinnen kann, dann gelingt es ihm, dieses Thema klar zu umschreiben. Ich zitiere Ernst Krenek, den bedeutenden österreichischen Kompo-

Ich möchte lieber in Athen
 als in Murmansk spazierengehen.
 (Mit einem hübschen Treffer können
 Sie sich einen Flug nach
 Griechenland leisten!)

3 Haupttreffer
 an der Ziehung vom 23. April



nisten und ebenso bedeutenden Essayisten:

Der gelegentliche Besucher aus weiter Ferne ist leicht belustigt durch den Gegensatz zwischen der unbefangenen Ueberheblichkeit, mit der im österreichischen Musikleben schlicht behauptet wird, daß man es nirgends besser machen könne, und dem wehleidig selbstzerfleischenden Pessimismus, mit welchem uns im gleichen Atemzug erklärt wird, daß alles viel ärger geworden ist und naturgemäß noch viel ärger werden wird. Der Besucher wird

auch fasziniert sein von der genießerischen Leidenschaft, die hier der anderswo zu schaler Routine gewordenen Intrige innewohnt. Er kann sich gut vorstellen, daß ihm diese interessanten Nuancen leicht auf die Nerven gehen würden, wäre er ihnen dauernd ausgesetzt. Aus der Ferne imponiert ihm um so mehr, was alles trotzdem zustande kommt. Ich habe bemerkt, daß selbst Eingeborene davon beeindruckt sind, und das will viel heißen.

Seit dem Staatsvertrag von 1955, der Oesterreich wieder seine Unab-

hängigkeit gab, ist das Gegensatzpaar «Ueberheblichkeit-Raunzerei» auf vielen Gebieten im Schwinden. Auf kulturellem und insbesondere auf musikalischem Gebiete aber behauptet sich dies kontradiktorische Thema mit seinen Variationen. Wie lange noch? Man versteht die Eile, die amerikanische Diplomaten haben, nach Wien zu ziehen. Denn es besteht die Gefahr, daß Oesterreich eine «normale Nation» wird – wie jede andere auch ...

Auf der Venus

wäre es viel zu heiß für uns, berichtete die amerikanische Raumsonde. Bei vierzig Grad im Schatten liegen wir schon im Strandbad oder in der Gartenwirtschaft und schnappen nach Luft. Nach was die Venusbewohner bei 465 Grad schnappen, ist uns schleierhaft. Es sind überhaupt Arme; bei dieser Temperatur können sie ja nicht einmal mit Orientteppichen von Vidal an der Bahnhofstraße 31 in Zürich ihr heißes Los erleichtern!